

**INDIVIDUUM UND GEMEINSCHAFT**

**Schriften der Internationalen Gesellschaft für Individual-  
psychologie**

Herausgegeben von

**Dr. Alfred Adler, Wien, Dr. Leonhard Seif, München, Otto Kaus, Berlin**

---

---

**3**

---

---

**Mut  
und Entmutigung**

**Die Prinzipien der Psychologie Alfred Adlers**

Von

**Dr. Alexander Neuer**

1 9 2 6

---

**VERLAG J. F. BERGMANN / MÜNCHEN**

**Alle Rechte, insbes. das der Über-  
setzung in fremde Sprachen vorbehalten**

ISBN 978-3-642-47250-3

ISBN 978-3-642-47642-6 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-642-47642-6

Der Wiener Nervenarzt Alfred Adler ist der Begründer der wissenschaftlichen Individualpsychologie und damit auch der Psychologie im eigentlichsten Sinne des Wortes. Das klingt in einem Jahrhundert, in dem alle Wissenschaften und Künste psychologisch erklärt werden, übertrieben. Die vorliegenden Zeilen haben den Zweck, zu beweisen, daß die Psychologie, wie sie vor Alfred Adler betrieben wurde, entweder unwissenschaftlich oder aber dem wahren Wortsinne nach keine Psychologie war.

Psychologie heißt zu deutsch *Seelenlehre*. Was der Laie von einer solchen Seelenlehre verlangt, ist das Verständnis der eigenen und fremden Seelen. Wenn er aber in dem Glauben, daß dies am besten doch der an einer Universität lehrende Professor der Psychologie treffen müßte, sich an diesen wandte, erhielt er Steine für Brot. Die an den Universitäten getriebene sogenannte wissenschaftliche Psychologie hatte nämlich die Seele aus der Seelenlehre verbannt. Der Siegeslauf der allem Uebersinnlichen abholden Naturwissenschaft hatte es der Psychologie angetan. Auch sie wollte nur im Reiche des Wahrnehmbaren bleiben, in welchem so etwas wie die Seele keinen Platz fand. Für die positivistischen Forscher, die als das einzig Gegebene nur die Erfahrung gelten ließen, und alles, was nicht direkt erfahren werden konnte, als transzendent, d. h. die Erfahrung überschreitend, oder als metaphysisch, d. h. als jenseits der Natur gelegen ansahen, mußte auch die Seele metaphysisch sein, da von der Seele noch niemand etwas erfahren konnte. Es war diesen Forschern ohnehin ein Strich durch ihre Rechnung, daß sie die inneren Wahrnehmungen, wie wir sie alle haben, wenn wir Trauer oder Freude, Furcht oder Hoffnung erleben, anerkennen mußten. Am liebsten hätten sie diese sogenannten seelischen Erscheinungen eliminiert, um nur von äußeren Wahrnehmungen der Körperwelt zu sprechen. Diese materialistische Einstellung verführte die Denker um 1850 herum, alles Seelische nur soweit anzuerkennen, als es

sich als Begleiterscheinung des Körperlichen darbot. So mußte sich ihre Forschung auf die sinnlichen Wahrnehmungen beschränken, da ja, wie der Name es schon sagt, diese Wahrnehmungen an die Sinnesapparate gebunden waren, wie z. B. das Sehen an das Auge, das Hören an das Ohr u. dgl. mehr. Das übrige Seelenleben dachte man sich aus diesen Sinneswahrnehmungen entstanden und hatte dafür die Bezeichnung »höheres« Seelenleben mit dem Beigeschmack einer verächtlichen Draufgabe, deren man sich leider nicht ganz entledigen konnte. Die Psychologie der damaligen Zeit, die also aus Furcht vor der Metaphysik vorgab, nur die Lehre vom Bewußtsein und nicht Lehre von der Seele zu sein, anerkannte eigentlich von den Bewußtseinstatsachen, d. h. von allem, was man innerlich bewußt erlebt, nur die sinnlichen Wahrnehmungen als Elemente des Bewußtseins. Diese Psychologie darf daher mit vollem Recht als Elementenpsychologie oder, da sie nur als Element des Bewußtseins solche psychische Tatsachen anerkannte, die mit den Sinnesorganen zusammenhängen, als physiologische Psychologie bezeichnet werden.

Diese moderne physiologische Psychologie hat nun im Laufe der letzten Jahrzehnte immer mehr und mehr versucht, auch das höhere Seelenleben in den Bereich ihrer Untersuchungen zu ziehen. So war es vor allem das Denken und das Wollen. Aber der Erfolg war ein äußerst niederschmetternder. Gerade diese beiden seelischen Tatsachen ließen sich mit den Mitteln der Elementenpsychologie auch bei der schärfsten Analyse nicht erfassen, und so mußten diese Forscher resigniert einsehen, daß entweder das Denken und das Wollen, wie jeder Laie es tausendmal täglich zu erleben glaubt, schließlich doch nur eine Illusion sei, oder aber, daß sich im Denken und Wollen ein Etwas jenseits der sinnlichen Wahrnehmung kundgebe.

Wenn die sogenannte wissenschaftliche Psychologie schon bei der Erklärung des Denkens und Wollens Schiffbruch erlitt, wie hilflos und klein mußte sie erst erscheinen, wenn sie es versuchte, Antwort auf jene Fragen zu geben, die wir an einen Psychologen zu stellen berechtigt sind. Was sich als psychologische Erklärung der ethischen, pädagogischen, politischen, wirtschaftlichen, medizinischen Tatsachen gab, war, wenn es wirklich mit der psychologischen Elementenpsychologie erklärt wurde, ein unglaublich konstruiertes, weltfremdes Gebäude, oder aber es stand gar nicht mit den sonstigen psychologischen Grundansichten des Denkers im

Zusammenhang, sondern war im besten Falle trotz der Schulpsychologie ein Nebenprodukt des gesunden Menschenverstandes des betreffenden Denkers.

Die bisherige sogenannte wissenschaftliche Psychologie war also im wahren Sinne des Wortes gar nicht Psychologie, sondern irgendein Kapitel aus der Physiologie.

Wenden wir uns der wahren Psychologie als einer Seelenlehre zu. Jeder von uns wird es sogleich und ohne Widerstand glaubhaft finden, wenn wir die großen und kleinen Dichter, Politiker, Lehrer, Richter und Advokaten, Seelenärzte, Lebensphilosophen, aber auch Detektive, Organisatoren und viele, viele andere, denen wir mit mehr oder weniger Recht Menschenkenntnis zutrauen, als wahre Psychologen, d. h. Seelenkenner bezeichnen. Der Dichter Dostojewski, der Lebensphilosoph Nietzsche, der Politiker Bismarck, der Feldherr Napoleon, der Lehrer Pestalozzi, der Seelenarzt Freud, der Organisator Rathenau und — last not least — die von Conan Doyle konstruierte Detektivfigur Sherlock Holmes, sie alle sind Psychologen in dem Sinne, wie ihn der Laie meint, wenn er vom Seelenkenner spricht. Wer wahrhaft Seelenkenntnis sucht, lese Dostojewskis Romane oder Nietzsches Aphorismen, oder er lese die Werke großer Geschichtsforscher, in denen nachfühlend die geheimsten Motive historischer Personen ans Tageslicht gefördert werden. Doch wenn auch die Psychologie all dieser Männer im wahrhaften Sinne des Wortes Seelenkunde ist, an einem Fehler leidet sie durchgehends — sie ist nicht wissenschaftlich.

Ob Wissenschaftler oder Praktiker, Künstler oder Denker, Forscher oder Laie, keiner von ihnen hat die Summe seiner Menschenkenntnis in ein wissenschaftliches System gebracht, keiner von ihnen hat Menschenkenntnis als Lehrgegenstand geboten, um sie dann später im Leben oder in den Werken zu gebrauchen. Sie alle waren Menschenkenner auf eigene Faust, oft sogar trotz der Schulpsychologie, die sie lernten, und manchmal auch trotz der Psychologie, die sie lehrten, wie dies vor allem beim Psychoanalytiker Freud zutrifft.

Fragen wir uns nun, was eine Wissenschaft zur Wissenschaft macht. Sicherlich nicht die Kenntnis vieler Einzel-tatsachen. Sonst müßte ein Briefmarkensammler Wissenschaftler sein. Die unendlich große Zahl der bekannten Pflanzen konnte erst dann in einer wissenschaftlichen Botanik geordnet werden, als Linné auf den Gedanken kam, die Pflanzen

nach dem Bau ihrer Geschlechtsorgane einzuteilen. Erst der leitende Gesichtspunkt, nach welchem die einzelnen Elemente eines betreffenden Gebietes geordnet und klassifiziert werden können, bietet die Möglichkeit, einerseits ein System der Elemente herzustellen, andererseits die Elemente selbst erst zu beschreiben. Ohne leitenden Gesichtspunkt wäre eine Beschreibung unmöglich, weil jede einzelne Tatsache, jedes einzelne Ding unendlich viele Seiten hat und man nicht wüßte, wo man zuerst zu beginnen hätte. Jeder von uns weiß, wie schwierig es ihm als Kind gefallen war, auch die einfachsten Dinge zu beschreiben, wenn ihm nicht vorher von irgendwo ein Leitfaden für die Beschreibung geboten wurde. Aber nicht nur die Beschreibung, auch die Anordnung, die Einteilung der einzelnen Tatsachen in einem Gebiete ist nur mit Rücksicht auf die Idee, die alle einzelnen Tatsachen zu einem Ganzen verbindet und die deshalb die systematische Idee heißen darf, möglich. Und nun können wir die Frage, was Wissenschaft zur Wissenschaft mache, kurz beantworten: die systematische Idee.

Die Summe der verschiedensten Menschenkenntnisse nun in ein System gebracht zu haben, ist meiner Ansicht nach zuerst dem Wiener Nervenarzt Alfred Adler gelungen. Wir wollen die *s y s t e m b i l d e n d e* Idee hier vorwegnehmen: es ist das der Begriff der *E n t m u t i g u n g*, der bei Adler einen spezifischen Sinn hat, dessen Verständnis wir uns langsam nähern wollen.

Unbelastet von allen schulpsychologischen und philosophischen Lehrmeinungen konnte Adler bei der Behandlung kranker Menschen von einem Begriff ausgehen, der ihm aus der *B i o l o g i e* bekannt war, dem Begriff der *Ü b e r k o m p e n s a t i o n*. Wenn eine Niere so sehr geschädigt ist, daß sie durch Operation entfernt werden muß, übernimmt die im Organismus zurückgebliebene Niere die Funktion der operierten; ja, die übriggebliebene Niere leistet jetzt sozusagen doppelte Arbeit. Wie der Fachmann es ausdrückt: Die übriggebliebene Niere kompensiert, ja überkompensiert sogar ihre Funktion. Von diesem biologischen Begriff der *Überkompensation* geht nun Alfred Adler aus. Es fragt sich nur, mit welchem Rechte er diesen im Organischen gefundenen biologischen Begriff der *Überkompensation* auf das Psychische verwendet.

In welchem Verhältnis der Körper zur Seele, das Psychische zum Physischen stehe, ist eine alte metaphysische Streit-

frage zwischen Dualismus und Monismus. Ob beide völlig getrennte Reiche bilden, oder ob in Wirklichkeit eines der beiden Reiche existiert, das andere nur ein Schein sei, Fragen, die ewig unentschieden bleiben werden, die aber schon in der Fragestellung beide Reiche gesondert betrachten, löst Alfred Adler wie Alexander den gordischen Knoten: er kümmert sich nicht um den Unterschied von Körperlichem und Seelischem, sondern stellt sich jenseits beider Reiche, wie jeder wahrhaft biologisch orientierte Denker es tun müßte. Denn das biologische Denken sollte vom Begriffe des Organischen, d. h. des gegliederten Ganzen ausgehen, in welchem die Teile nur Teile eines Ganzen sind und nur im Hinblick auf das Ganze begriffen und verstanden werden können. Die Wurzel, der Stamm, die Blätter eines Baumes sind nur insoferne Teile des Baumes, als sie Funktionen für das Ganze des Baumes verrichten. Die Wurzel an sich hätte keinen Sinn, ebenso wenig der Stamm, oder die Blätter. Nur als Teile eines Organismus und nicht als Anhäufung von Teilen, als Aggregat von Stücken erhalten sie erst vom Ganzen her ihren Sinn und ihre Bedeutung.

Dieser biologische, organische Gesichtspunkt gestattete Alfred Adler, die von Dualisten und Monisten gezogenen Grenzlinien außer acht zu lassen. Er nahm dadurch eine Stellung ein, die von anderem Gesichtspunkte her William Stern in seinem Buche: »Person und Sache« als psychophysisch neutrale bezeichnet hat. Dies soll besagen, daß im Hinblick auf die Zwecke des Organismus als einer Ganzheit der Unterschied körperlicher und seelischer Erscheinungen, Symptome, Funktionen völlig in den Hintergrund tritt oder gar gleichgültig wird.

Somit hatte Adler das Recht erworben, den Begriff der Überkompensation überall dort anzuwenden, wo er im Hinblick auf die Ganzheit des Individuums auftrat, gleichgültig ob im Körper oder in der Seele.

Die psycho-physische Neutralität ist ein metaphysischer Begriff der Philosophie des Lebens und der Seele. Alfred Adler scheut vor der Metaphysik nicht zurück. Aber seine metaphysischen Lehren sind nicht dogmatisch, sondern kritisch. Sie sind, um einen Ausdruck Leibniz' zu verwenden, wohl-fundierte Hypothesen, die er den zu erklärenden Erscheinungen des Seelenlebens zugrunde legt. Das Individuum ist weder physisch, noch psychisch, sondern ein Organismus, der nur als Ganzheit verstanden werden kann. Uns erwächst nun

die Aufgabe, den Begriff des Organischen näher zu betrachten.

Niemand wird einen Steinhaufen für einen Organismus, für ein organisches Ganze ansehen. Der Haufen kann von außen zu irgendeinem bestimmten Zweck zusammengelegt worden sein, aber die einzelnen Teile des Haufens haben nicht erst durch das Ganze ihren Sinn, sondern bestehen selbst in ihrer Eigenart als Steine. Anders ist es bei einem lebendigen oder gar beseelten Organismus. Die Leber, das Herz, die Niere als Einzelorgane haben nur im Zusammenhang mit allen übrigen Organen einen Sinn und scheinen im Hinblick auf das Ganze zweckmäßig angelegt zu sein. Eine naive Auffassung hat sich dieses Zweckmäßige des organischen Baues nicht anders erklären können, als daß sie annahm, daß eine außerweltliche Intelligenz (Gott) diesen Zweck beabsichtigte und deshalb die einzelnen Organismen so zweckmäßig erschuf. Für die moderne Wissenschaft ist jede solche transzendente, außerweltliche, übersinnliche Intelligenz ein Schlupfwinkel der Unwissenheit und so ist es verständlich, daß viele, ja die meisten modernen Denker dem Darwinismus folgen, der das Zweckmäßige als solches zwar anerkennt, aber es als blindes Produkt, d. h. als nicht beabsichtigtes Produkt eines allgemeinen Kampfes ums Dasein betrachtet. Selbst wenn wir annehmen, daß es wahr wäre, daß die so zweckmäßig erscheinende Welt der Organismen durch »natürliche Zuchtwahl« aus dem Kampf ums Dasein zu erklären wäre, dieser Kampf selbst ist im letzten Grunde zweckmäßig, und so wäre die Notwendigkeit, die Zweckmäßigkeit zu erklären, bloß verschoben, aber nicht aufgehoben. Aber es ist nicht wahr, daß die natürliche Zuchtwahl das Entstehen der Zweckmäßigkeit erklärt. Soll die Zuchtwahl wirklich natürlich, d. h. ohne jede Absicht vor sich gegangen sein, dann müßten die minimalsten Variationen, durch die sich die folgende Generation von der früheren unterscheidet, so unmerklich sein, daß man nicht versteht, warum gerade die folgende Generation im Kampfe ums Dasein die angepaßte wäre. Einen Sinn für die Anpassung hätten diese Variationen doch nur dann, wenn sie nicht minimal, sondern für den Kampf ums Dasein ausschlaggebend wären, eine Ansicht, die Lamarck vertrat und der sich die Biologen der Gegenwart immer mehr und mehr nähern. Eine der darwinistischen ähnliche Haltung nimmt auch Freud in seiner Psychoanalyse ein. Auch er sucht alles Zweckmäßige durch natürliche Kausalzusammenhänge zu erklären.

Diese Furcht vor allem, was nach Zwecken aussieht,



kennzeichnet die moderne naturalistische Weltanschauung, die im Gegensatze zur Antike und zum Mittelalter bestrebt ist, alles Mythologische aus der Wissenschaft zu verbannen; ein Ideal, wie es scheinbar in der exakten mathematischen Physik verwirklicht erscheint.

Alle Mythologie sieht in den Naturvorgängen und in allen Gegenständen der Natur, seien sie tot, lebend oder beseelt, Ebenbilder des eigenen zweckhaften Verhaltens, denn das Urbild alles Zweckhaften erlebt jeder Mensch in dem Bewußtsein, das erreichen zu können, was er beabsichtigt. Dieses Bewußtsein nennen wir den Willen, und wir sehen in ihm jene Kraft, die imstande ist, den Erfolg herbeizuführen, der sich als Handlung oder Tat kundgibt. Genau so, wie sich der Mensch als wollendes, Zwecke setzendes und als handelndes, Zwecke erreichendes Wesen erweist, so sieht er auch die Natur. Selbst die modernste Physik kann nicht umhin, sich dieses Kraft- und Ursachenbildes zu bedienen, selbst in der Form des so abgeblaßten Funktionsbegriffes, um die Natur seinem Verständnis näher zu bringen. Kurz, der Mensch sieht die Welt nach seinem Ebenbilde, und er muß sie schließlich so sehen, weil menschliches Denken nur in menschlichen Formen möglich ist. In diesem Sinne hat man den Menschen ein Ursachen-tier genannt. Aus Furcht vor dieser anthropomorphen Mythologie schreckt die moderne Wissenschaft überall vor dem Zweckgedanken zurück. Aber gerade die Forscher der jüngsten Gegenwart sehen immer mehr und mehr ein, daß sich dieser mythologische Zweckbegriff nicht ausmerzen läßt, nur halten sie es für ihre Pflicht, ihn kritisch zu untersuchen und anzuwenden. Im Anschlusse an Kantens Kritik der Urteilkraft haben sie, die man gern als Vitalisten bezeichnet, eine kritische Zwecklehre, die sogenannte *i m m a n e n t e T e l e o l o g i e* ausgebildet.

»Telos« ist ein griechisches Wort und bedeutet »das Ende, der Zweck«. Teleologie ist die Lehre vom Zweck. Eine transzendente Teleologie ist jene Lehre, die annimmt, daß der Zweck von außen an das untersuchte Zweckgebilde herangebracht wurde, so wie in eine zweckgemäße Maschine der Zweck vom Ingenieur hineingetragen wurde. In diesem Verhältnis stehe Gott zu der von ihm erschaffenen Welt. Eine immanente Teleologie ist jene Lehre, die die Zwecksetzung in das Zweckgebilde selbst verlegt. Diese Lehre ist an dem Begriffe vom *O r g a n i s m u s* orientiert. Die Immanenz bedeutet nichts anderes als das wechselseitige Verhältnis der

Teile zum Ganzen, sei dieses Ganze ein im Raume gleichzeitiges, oder in der Zeit sich erstreckendes Gebilde. So ist z. B. die Tat, die ich setzen will, in der Gegenwart noch nicht wirklich, sie wird es erst in der Zukunft und doch wirkt sie als Motiv gegenwärtig auf meine Entschlüsse. Auch meine zukünftigen Handlungen gehören in diesem Sinne zum Ganzen meiner Totalität, genannt P e r s o n. Eine solche personalistische Auffassung ist metaphysisch, und Adler schreckt nicht davor zurück, in diesem Sinne alle Taten des Menschen ihm als gewollt zuzuschreiben, gleichgültig, ob sich die Tat aus einem bewußten oder unbewußten Wollen herleiten läßt. Jede Tat ist zweckmäßig im Sinne des Individuums, aus dem sie stammt. Und für diese Zweckmäßigkeit ist es gleichgültig, ob man sie als bewußt oder unbewußt gewollt bezeichnet. Das Unbewußte ist lange nicht so unbewußt, das Bewußte lange nicht so bewußt, wie es auf den ersten Anblick scheinen kann. Der ganze Streit um den Begriff des Unbewußten spielt in diesem psycho-physisch neutralen Zweckgebiet keine Rolle. Für die Zwecke des Individuums ist die Bewußtheit oder Unbewußtheit selbst nur ein Mittel. Schopenhauer nannte den Geschlechtstrieb ein Stratagem der Natur, womit er bezeichnen wollte, daß die Natur auf diese hinterlistige Weise sich des unbewußten Geschlechtstriebes zur Fortpflanzung der Organismen bediene. Auch Nietzsche verwendet in ähnlichem Sinne den Begriff des Ressentiment, jener schlaun Einstellung im Unbewußten, die die sauren Trauben zu hoch erscheinen läßt. Eine ähnliche Rolle spielt das Seelenleben, wie es sich uns kundgibt, bei Alfred Adler, der es jüngst in einem Vortrag als »Kunstgriff«, d. h. als Sicherungs- und Aggressionsmaske im Kampfe um die immanenten Zwecke des Individuums bezeichnete.

Gegenüber der konstruktiven Elementenpsychologie der Schule, die sich bemüht, das höhere Seelenleben nach dem Typus der Kausalwissenschaften (Physik) aus Komplexen von Elementen zu begreifen und zu erklären, ist die final oder teleologisch gerichtete Psychologie Adlers allein imstande, das Ideal einer v e r s t e h e n d e n Psychologie zu verwirklichen, das Dilthey in seiner Strukturpsychologie und Husserl in seiner Phänomenologie zwar angestrebt, aber nicht erreicht hatten. M a n v e r s t e h t e i n I n d i v i d u u m nur dann, wenn man seine immanente Zwecksetzung kennt, gleichgültig, ob diese bewußt oder unbewußt, aus ihnen

Ursachen bekannt oder unbekannt ist. Im Hinblick auf diese immanente Teleologie präsentieren sich alle seelischen Erscheinungen als Sicherungen und Orientierungen in der Welt des Einzelnen und der Gesamtheit. In diesem Sinne ist sozusagen alles manifest Seelische bloß ein Kunstgriff des Individuums zur Erreichung seiner Zwecke.

Wozu die Kunstgriffe, wird man fragen. Die Antwort wird uns die leitende Systemidee der Adlerschen Psychologie verständlich machen. Es handelt sich darum, die Frage zu beantworten, was die Seele jenseits der manifesten Offenbarungen, die wir als Kunstgriffe erkannt haben, wohl sei. Kein Ding an sich, also auch nicht die Seele jenseits ihrer Offenbarungen ist erkennbar. Nur eine dogmatische Metaphysik konnte dies glauben und ihr gegenüber hat Kant mit seiner kritischen Einstellung auf die Erscheinungswelt recht. Aber man mißversteht Kant gänzlich, wenn man ihn, den Alleszertrümmerer, so auffaßt, als ob er jegliche Metaphysik gelehnet hätte. Man kann ihm eher den Vorwurf machen, daß er mit seinem Kritizismus die Waffen des Verstandes bloß schmiedete, um die Herrschaft des Wissens zu beseitigen und den Primat des Glaubens zu errichten. Eine kritische Metaphysik, die mit wohlfundierten Hypothesen arbeitet, um die Tatsachen der Erscheinungswelt, also auch die Offenbarungen der Seele, aus einem übergeordneten systematischen und einheitlichen Gesichtspunkt zu verstehen, ist gerade in der jüngsten Gegenwart allerorts der sehnlichste Wunsch.

Schon der Biologismus mit seinem Totalitätsgesichtspunkt und seiner immanenten Teleologie war metaphysisch. Völlig metaphysisch ist auch der jetzt zu besprechende universalistische Gesichtspunkt, den Adler in der Frage nach dem Wesen der Seele einnimmt.

Universalismus und Individualismus sind uralte metaphysische Streitfragen. Es handelt sich dabei kurz gesagt um die folgende Frage: Kann man eine irgendwie gegebene Totalität aus der Summe ihrer Teile erklären, oder sind nicht vielmehr die Teile erst im Hinblick auf die Totalität, aus der Beziehung zu ihr verständlich? Es ist klar, wie die Antwort Adlers ausfallen muß. Sein Biologismus legt ihm die universalistische Antwort nahe: **d a s G a n z e i s t f r ü h e r a l s d i e T e i l e**. Alle großen Philosophen sind in diesem Sinne Platoniker gewesen, denn für Plato ist die Idee das wahrhaft existierende Allgemeine, Universale, an dem die

einzelnen Dinge nur Anteil haben. Die Welt der Individuen ist sozusagen eine Welt sekundärer Wirklichkeit und aus dem Allgemeinen durch eine Art Sündenfall, als welche sich die Individuation, d. h. die Auflösung des Allgemeinen in Einzelnes kundgibt. Wir alle wissen, wie das Christentum diesen platonischen Gedanken in seinem Dogmensystem verwertet. Der Sündenfall Evas und Adams im Paradiese spielt hier die Rolle der Individuation.

Auf allen Gebieten der menschlichen Kultur, in der Ethik, Politik, Ökonomik, Philologie, Religion usw. hat diese metaphysische Streitfrage ihre besonderen Ausprägungen erfahren. Den Laien besonders wird es interessieren, zu hören, daß auch der Streit zwischen Sozialismus und Liberalismus im tiefsten Grunde nur eine besondere Ausprägung der metaphysischen Streitfrage zwischen Universalismus und Individualismus ist. Sowohl mit Bezug auf die Entstehung der Gesellschaft, als auch auf ihren Bestand und ihren Zweck haben sich die einzelnen Gesellschaftstheorien bald dem einen, bald dem anderen Pole dieses Gegensatzpaares genähert. Aber selbst der schärfste Liberalist und Anarchist, der dem Staate bloß die Nachwächterrolle zuweist oder ihn ganz beseitigt wissen möchte, kann nicht umhin, auf die im tiefsten verankerte Gleichheit aller Menschen trotz ihrer verschiedenen Manifestationen als Individuen hinzuweisen. Wir alle empfinden, daß Sozialismus und Kommunismus bei aller Verschiedenheit ihrer historischen Ausbildung eher dem Sinn der Gesellschaft näherkommen und insofern auch berechtigtere und ethischere Anschauungen sind, als Liberalismus und Anarchismus.

Das Wesen der Seele ist als ein Ding an sich wohl unerfaßbar, jedoch metaphorisch, d. h. bildlich als ein Gemeinchaftswesen, ein Universale aufzufassen. Ein Zoon Politikon, ein Gemeinschaftstier, nennt Aristoteles den Menschen. Adler findet für dieses Universale der menschlichen Seele die Bezeichnung »Mut«. Die in der Gemeinschaft lebende Seele, die aus der Gemeinschaft stammt, mit ihr lebt und für sie wirkt, das ist nach Adlers Terminologie die »mutige Seele«. Schon oft in der Geschichte der Philosophie hat das Wort »Mut« für den Seelenbegriff erhalten müssen. So im Griechischen; »Thymos« bedeutet sowohl »Mut« wie »Seele«. Man denke auch an die deutsche Bezeichnung »Gemüt«.

Die Gemeinschaft spielt in der Adlerschen Psychologie

eine dreifache Rolle: sie ist ein Ursprungsbegriff im Sinne der historischen Tatsache, daß die Horde vor dem Einzelnen war, sie ist ein Wesensbegriff im Sinne der Tatsache, daß alle seelischen Manifestationen sich nur innerhalb der Gemeinschaft verwirklichen lassen, was Adler die »Logik der Tatsache« nennt, und sie ist ein Idealbegriff im Sinne der immanenten Teleologie als Leitlinie für die immanente Zwecksetzung, eine infolge der Individuation nie restlos lösbare Aufgabe.

Nun entsteht die Frage, warum sich das Universale in Individuen aufspaltet. Auch für dieses Problem der Individuation findet Adler, man darf wohl sagen, eine klassische Lösung. Die Individuation, sich darstellend als Wille zur Macht, ist im tiefsten Grunde nichts anderes als Entmutigung. Jetzt verstehen wir, warum alle psychischen Manifestationen des Individuums als Kunstgriffe, Sicherungen und Orientierungen bezeichnet werden.

Der seelischen Welt der Gemeinschaft, dem Mute, stellt sich eine Welt widerstrebender Objekte entgegen. So wie bei Fichte das metaphysische Ich das Nicht-Ich selbst schafft, um ein Objekt, besser gesagt, ein Betätigungsfeld für sein sittliches Streben zu haben, Widerstände, die nur dazu da sind, um überwunden zu werden, so ist auch nach Adler die Tendenz der gesunden Seele darauf gerichtet, die »Tücke des Objekts« zu überwinden. Das System dieser tückischen Objekte, die sich dem Gemeinschaftswillen hemmend entgegenstellen, nennt Adler »Minderwertigkeitspositionen«. Diese Positionen können, müssen jedoch nicht von der Seele, das ist also von dem Mute als Minderwertigkeitsgefühle verarbeitet werden. Solche Minderwertigkeitspositionen gibt es in großer Menge: sie sind teils naturhaft, teils körperlich-organisch, teils psychisch, teils soziologisch. Die Stellung aller Menschen gegenüber der toten und lebenden Natur, die Tatsache, daß die Kinder schwach und schutzbedürftig auf die Welt kommen, die soziologische Tatsache von reich und arm, Unterdrücker und Unterdrückten, Tyrann und Untertan und die große Menge organischer Minderwertigkeiten seien als Positionen erwähnt, an die das Minderwertigkeitsgefühl sich klammert, wenn Entmutigung ihrer im System der immanenten Zwecksetzung bedarf. Aber die im tiefsten Grunde mutige, d. h. nach Gemeinschaft ringende Seele ist nun bestrebt, aus der Minderwertigkeit zur Macht zu gelangen, und sie tut dies auf Abwegen, oder wie Adler es nennt, in

Apperzeptionsschemen, die ihr der Wille zur Macht bietet. Die uns bereits bekannte Überkompensation ist das Mittel, das Minderwertigkeitsgefühl zu einer Fiktion der Geltung umzugestalten. Die Überkompensation kann aktiv oder passiv sein. Diese Verhaltensweisen nennt Adler die der Aggressions- und die der Sicherungstendenz: man denke nur an die Trotzigen und Nachgiebigen, an die Wahrheitsfanatiker und an die Lügner, an die Hochmütigen und an die Überempfindlichen, an die, die sich selbst erheben und dabei alles entwerten und an die, die sich selbst entwerten und dabei alles überschätzen. Alle diese Charakterzüge sind Kunstgriffe einer entmutigten Seele.

Während für die Vertreter einer an der Naturwissenschaft orientierten Schulpsychologie, für die einen mehr, für die anderen weniger, Anlagen und Fähigkeiten, z. B. die des Denkens, Fühlens und Wollens, aber noch mehr die sogenannten genialen und verbrecherischen Anlagen angeboren sind, verwirft Adler den Begriff der Angeborenheit als einen Tummelplatz entmutigter Seelen, als einen neuen Kunstgriff überkompensierender Minderwertigkeitsgefühle. Alles Angeborene ist im wesentlichen bestenfalls physiologische Minderwertigkeitsposition, für die mutige Seele gibt es nur die unendliche, ewig sich erneuernde Aufgabe, den Charakter selbst zu bilden, und beizutragen an der Verwirklichung der Gemeinschaftsidee der Menschheit. In diesem Sinne ist die Adlersche Psychologie indeterministisch, d. h. sie glaubt an die Freiheit des Willensentschlusses und das erst gibt ihr das Recht zu ihrem Optimismus, den sie bei der Erziehung des Menschen und bei der Heilbehandlung des Kranken fordert. Jede andere Psychologie, besonders aber die naturalistische der letzten Zeiten ist im Grunde pessimistisch und bietet weder dem Erzieher noch dem Arzt eine Handhabe für sein Eingreifen. Die wahren Erzieher und Aerzte haben sich trotz ihrer in der Schule gelernten Psychologie nie abhalten lassen, den einzigen möglichen Weg zu gehen: den Weg der Ermutigung.

Immer wieder wird gefragt, worin die psychotherapeutische Methode der Individualpsychologie bestehe. Wer weiß, daß es auf Ermutigung ankommt, wird die Frage nach der Methode überflüssig finden. Meistens denkt man ohnedies nur an den Unterschied zwischen individualpsychologischer

und psychoanalytischer Behandlungsmethode und meint, daß die Individualpsychologie sich ähnlich wie die Psychoanalyse der Methode der freistehenden Assoziationen bediene. Der Individualpsychologe bedient sich jedoch gar keiner Methode, vielmehr paßt er die Behandlung den augenblicklichen Bedürfnissen an und weiß, bevor noch der Kranke das ärztliche Zimmer betritt, daß es sich um einen Entmutigten handelt, den er auf geeignete Weise zu ermutigen habe. Übrigens verrät die Sucht der Ärzte, sich nach Theorien der richtigen Behandlung überall umzusehen, die eigene entmutigte Einstellung zu ihren Fähigkeiten.

Immerhin wird sich für die Praxis empfehlen, in den ersten Stunden die Lebens- und Leidensgeschichte erzählen zu lassen, um den Kranken selbst auf die neurotischen Schliche und Tricke aufmerksam zu machen, auf die er aus der Scheu, seine Minderwertigkeit zu verraten, verfallen ist. Oft nämlich genügt diese Einsicht, um den Kranken auf den Weg der Gemeinschaft und damit auf den der Gesundheit zurückzuführen. Meist jedoch verschließt sich der Kranke jeder Einsicht, führt den Kampf, der bisher seiner Umwelt gegolten hatte, in verstärktem Maße gegen den letzten Feind seiner schwer errungenen Neurose, gegen den Arzt. Und nun beginnt die eigentliche Arbeit des Therapeuten, der zu allen Mitteln greift, um den Kranken wieder sozial zu machen. Sicherlich eine schwere Arbeit, die Takt und Geschick verlangt, aber doch nicht, wie uns viele weismachen möchten, von geheimnisvollen Veranlagungen und mystischen Heilkräften abhängt, sondern nur vom »guten« Willen des Arztes. In diesem Sinne verlangt die Individualpsychologie Alfred Adlers vom Therapeuten und Erzieher mehr Opfer als jede andere psychotherapeutische Methode. Schließlich handelt es sich ja darum, den Kranken zum richtigen Tun und nicht zu einem Psychologen zu erziehen. »Schau ihm nicht aufs Maul, schau ihm auf die Fäust!« sagt Luther mit Recht. —

Eine etwas länger durchgeführte Behandlung, die vom Arzt in Schlagworten stenographisch protokolliert und hier etwas breiter dargestellt wurde, soll als Beispiel für die Art einer solchen Behandlung dienen. Nachdem auf diese Weise einige Sitzungen mit der Erzählung der Krankengeschichte ausgefüllt wurden, setzt nun in der Folge die Besprechung und Kommentierung, damit aber auch eine Erweiterung und Vertiefung der aus der Krankengeschichte hervorgehenden Einsichten und Anschauungen ein. Diese Einwände des

Arztes stehen zur Erleichterung für den Leser jeweils als Anmerkungen an den betreffenden Stellen, wobei jedoch nochmals aufmerksam gemacht wird, daß die Einwände erst nach der Anamnese und nicht während derselben erfolgten.

Der Kranke, ein 39jähriger akademischer Maler, erzählt:

»Vor einigen Tagen sprach man in einer kleinen Gesellschaft über meine Schlaflosigkeit, da ich seit mehreren Jahren höchstens 4—5 Stunden zu schlafen pflege, sogar wenn ich vorher Adalin genommen habe. Ich leide auch in dem kurzen Schläfe an schrecklichen Angstträumen, deren Inhalt fast immer die Prüfungsangst aus der unseligen Mittelschulzeit <sup>1)</sup> ist. Wenn ich am Morgen erwache, bin ich viel müder und zerschlagener als am Abend <sup>2)</sup>, zerfahren und gereizt, und trotz der Müdigkeit muß ich jeden Vormittag 5 Stunden intensiv und konzentriert arbeiten.

Zwischen dem Erwachen und dem Aufstehen vergehen Stunden <sup>3)</sup>, in denen ich wehrlos dem Ansturm meiner Gedanken ausgesetzt bin. So ist mir mein Bett eine Folterbank und ich wäre jedem unendlich dankbar, der mir ein sicher wirkendes Schlafmittel verordnete <sup>4)</sup>.

Ein Teilnehmer jener Gesellschaft riet mir nun, den Nervenarzt Dr. Alfred Adler aufzusuchen. Ich war nach den Erfahrungen, die ich bereits mit vielen Nervenärzten gemacht hatte, skeptisch geworden, und da ich hörte, daß Adler sich mit den Kranken in einer anderen Weise beschäftige, als die übrigen Nervenärzte und ich ungern mein Innenleben selbst einem Arzte öffne — halte ich es doch sogar sorgsam vor mir selbst verschlossen —, sträubte ich mich anfangs, ihn aufzusuchen. Schließlich gab ich nach und besuchte ihn. Da saß er vor mir und sah gar nicht aus wie ein berühmter Mann; eher klein, embonpoint gutmütig lächelnd, jovial, wienerisch. Aber bald spürte ich seinen köstlichen Humor, seine menschenfreundliche Hilfsbereitschaft. Während ich stockend nach Worten suchte, wartete er und rauchte.

Und ich begann: Meine Schlaflosigkeit, dazu aber noch die Zwangsvorstellung, erröten zu müssen, das wirkliche Erröten, Menschenscheu, Kopfneuralgie und Depressionen seien die Gründe, derentwegen ich bei ihm erschienen sei. Dazu komme noch die Erkenntnis, dem Leben nicht gewachsen zu sein, und die ununterbrochenen Angstzustände. Ich habe mich immer als Outsider oder als Zuschauer, niemals als Akteur gefühlt. Mein Fall war ihm sofort klar und er meinte, es sei kein Zufall, daß ich all diese Lasten zu tragen habe.



Lächelnd fügte er hinzu: »Ich suche ja die Lasten selber eifrig von allen Seiten, um mir und den anderen Menschen zurufen zu können: ‚Sehet den unglückseligen Atlas, er trägt die ganze Welt der Schmerzen, aber er bricht doch nicht unter ihnen zusammen.‘« Weiter meinte Dr. Adler, diese Lasten allein seien Schuld daran, daß ich die mir gesteckten Ziele nicht erreiche, obwohl ich mir den Anschein gebe, als ob ich trotz ihrer tapfer und unentwegt weiter arbeitete. Um keinen Preis würde ich sie fallen lassen wollen. Als ich erwiderte, daß ich die Lasten doch abwerfen wolle, meinte er, mein Wille sei nur ein Schein, den ich mir selbst vormache, das Wort »Wille« sollte aus meinem Wörterbuch gestrichen werden und durch das Wort »Tat« ersetzt werden. Ich sei wahrscheinlich ein ewiges Mutterkind und habe meine Mutter zwischen mich und das Leben getellt. Die Protektion, die ich von ihr erfahren, erwarte ich auch von allen anderen Menschen. Zum Schluß der Stunde bat er mich, da er durch Arbeit überlastet sei, mich in die Behandlung eines seiner Schüler zu begeben und so, Herr Doktor, bin ich zu Ihnen gekommen. Ich weiß nun, worauf es ankommt, und ich frage Sie, ob es möglich ist, die Ausreden meiner Leiden zu behalten und meine Mißerfolge zu rechtfertigen. Vor allem frage ich Sie, Herr Doktor, ob nicht mein Leiden durch erbliche Belastung entstanden sei, denn auch meine Eltern waren nervös. Sie schütteln den Kopf und meinen, ich rede mich auch auf die Erblichkeit aus. Nun gut, Herr Doktor, mein unangenehmstes Symptom ist meine Errötungsfurcht. Unausgesetzt denke ich daran, nicht zu erröten und tue es um so öfter. Es genügt, daß ich ein forschendes Menschaugenauge auf mich gerichtet fühle, und ich werde über und über rot. Sie meinen, Herr Doktor, daß ich als Porträtist meinen Modellen ins Auge sehen muß, auch wenn ich rot werde. Sie wollen also, daß ich Ihnen die Geschichte meines Lebens erzähle. Mein Vater ist tot. Ich erinnere mich nur an einige Äußerlichkeiten, ich möchte fast sagen, ich habe ihn aus meinen Erinnerungen verdrängt. Er war kleinlich, sparsam bis zum Geiz, höflich bis zur Kriecherei, ich schämte mich oft für ihn. Ängstlich bis zur Furchtsamkeit, jähzornig, nahm nie Anteil an dem Leben seiner Kinder und blieb uns deshalb auch wesensfremd. Dabei war er ein unbestechlicher und übergewissenhafter Mensch, rastlos arbeitend und den Gewinn sammelnd. Von kleinsten Anfängen hatte er es zur bürgerlichen Wohlhabenheit gebracht, aber ohne Mutters leichtere Hand hätte er nur

wenig Genuß von seiner Arbeit gehabt. In der Familie immer verschlossen, von geschäftlichen Sorgen bedrückt, ein geborener Schwarzseher, machte er trotzdem in Gesellschaft den Damen den Hof, hielt gerne Tischreden, sprach selbstverfaßte Gelegenheitsgedichte und hörte gerne Gesang. Er war, wie ich dann später erfuhr, in anderen Gesellschaften beliebt und geachtet. Überall hörte ich bei seinem Tod das Lob des braven Mannes. Wenn ich so sagen darf, er war mehr beliebt als daß er geliebt wurde. Wahrhaft geliebt hat ihn sicherlich nur meine Mutter. Sie war ganz anders geartet als er. Hat dreißig Jahre lang glücklich an seiner Seite gelebt, und zwar mit ihm, nicht wie wir Kinder neben ihm. Ich nehme an, daß der Vater uns sehr gern gehabt hat, aber seine etwas sadistische Art des ewigen Nörgelns und Neckens, das er insbesondere mir gegenüber gebrauchte, ließ in mir Wärme und Liebe zu ihm nicht aufkommen. Weil ich oft den Kopf schief hielt, nannte er mich, ich weiß nicht warum, »Häringshändler«. Er, der pedantisch rein war, tadelte täglich meine nicht ganz sauberen Hände, allabendlich wiederholte er beim Abendessen die Komödie des Käseanbietens, obwohl er genau wußte, daß ich den Käse nicht riechen konnte. Ich sehnte mich nach Zärtlichkeit, nach Liebkosung, nach einem warmen Wort. Es kam aber nur Tadel; Lob höchstens auf dem Umweg der Mutter, die der Vermittler im Verkehre mit dem Gefürchteten<sup>5)</sup> war. Da er zuckerkrank war, mußten wir alles vermeiden, was ihn aufregen konnte, deshalb kam es mir vor, daß er Vogelstraußpolitik trieb, da er nur das Allerwichtigste erfuhr, das sich im Hause ereignete. So blieb er immer nur der Papa, nie ist er mir Vater gewesen. Mein Schmerz über seinen Tod war gering, und ich muß aufrichtig gestehen, daß die Freude über das Erbe, das mich materiell unabhängiger machte, größer war.

Die Mutter liebe ich über alle und alles. Ehrfurcht und Zärtlichkeit empfinde ich für sie in gleich tiefer Weise. Leider ist es mir nicht gegeben, dies auszudrücken, weder in Worten noch in Liebkosungen, ja vielleicht kaum im beredten Schweigen. Sie war mein Halt innerhalb der Familie, der ich alle meine extravaganten Wünsche verraten durfte, die sie unterstützte. Ihr verdanke ich auch den Luxus eines künstlerischen Berufsstudiums, denn meine Geschwister, die nach dem Tode des Vaters die Fabrik weiterführten, hatten nichts für derlei Allotria übrig. Sie nahm mich immer gegen meine

Brüder in Schutz, und obwohl sie auch von ihnen geliebt wurde, fiel der Kampf zu meinen Gunsten aus.

Sie verlangen, Herr Doktor, ich solle Einzelheiten aus meiner Kindheit und der Kinderstube erzählen. Da fällt mir ein recht nichtiges Erlebnis ein, das mir aber trotzdem bis auf den heutigen Tag viel Leid und Qual verursachte. Mein Vater war der einzige, der mittags eine Vorspeise bekam. Da er sie selber nicht aufessen konnte, bekam eines der Kinder, meist meine älteste Schwester, den Rest. Sei es nun, daß ich öfters dabei übergangen wurde, mich innerlich aber anspruchsberechtigt glaubte, sei es, daß ich den anderen die Speise nicht gönnte, ich errötete <sup>6)</sup> jedenfalls. Und da ich mich dieses Errötens auch noch dazu schämte, saß ich blutübergossen, den Blick starr auf das Tischtuch gesenkt da, während mir der Angstschweiß auf der Stirne stand. Fast täglich wiederholte sich die gleiche Folter und ich begann das Mittagessen zu hassen, obwohl ich gerne gut aß und ein Feinschmecker war. Noch heute passiert es mir in einer größeren Tischrunde, daß ich in Erinnerung daran erröte, weshalb ich alle Einladungen hasse und sie als lästige Pflicht empfinde <sup>7)</sup>. Muß ich doch immer fürchten, daß die anderen mein Verhalten für Neid und Gier halten. Sie haben recht, Herr Doktor, diese Zurücksetzung durch den Vater hat einen unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht. Nur um Gotteswillen nicht erröten, sage ich mir innerlich hundertmal vor, und doch steigt die Angst in mir schon auf <sup>8)</sup>, wenn ich sehe, daß man die Speisen anbietet. Daß es nicht um die Speise selbst geht, beweist der Umstand, daß ich auch dann erröte, wenn ich die Speise gar nicht mag oder überhaupt gar nicht esse, wie zum Beispiel alles Geräucherté. Überhaupt vertrage ich nichts, was nach Rauch oder Käse riecht <sup>9)</sup>.

Sie geben mir die Aufgabe, Herr Doktor, jene Kindheits-erlebnisse zu reproduzieren, in denen Rauch und Wurstzeug eine Rolle spielen. Mir ist gleich auf dem Heimweg eingefallen, daß bei einer Marionettenaufführung in meinem siebenten Lebensjahr — ich erinnere mich nur dunkel an Räuber, die in dem Stücke vorkamen — plötzlich Flammen aufzuckten und dichter Rauch die Luft erfüllte. Damals soll ich mich sehr gefürchtet haben, und der Umstand, daß es mir so plötzlich gelungen ist, diesen in der Erinnerung fast verschütteten Vorgang ans Licht zu ziehen, spricht, so glaube ich, für die Stärke des damaligen Eindrucks <sup>10)</sup>. Andererseits weiß ich von der Mutter, daß ich in meiner ersten Kindheit

leidenschaftlich gerne Wurstzeug aß. Und doch weiß ich nur, daß ich Rauch weder in der Luft noch in Speisen vertrage. Das ging so weit, daß ich es nicht einmal bis zur ersten obligaten Zigarette gebracht habe, daß ich also in den Augen der Frauen, für die die Zigarette ein Symbol des Männlichen ist, kein richtiger Mann bin. Weniges nur weiß ich aus den Erlebnissen der ersten Schuljahre. Sicher ist, daß ich in »Sitten« sehr brav gewesen bin, immer scheu und schüchtern und ohne einen erklärten Freund <sup>11)</sup>. Ich war so schamhaft, daß ich lieber einige Male mit beschmutzten Kleidern nach Hause kam, als daß ich den Lehrer gebeten hätte, auf den Abort gehen zu dürfen <sup>12)</sup>. Ich weiß jetzt, daß ich ein mädchenhaftes <sup>13)</sup> Wesen an mir hatte, aber ich spielte trotzdem lieber mit Bleisoldaten als mit Puppen. Meine größte Leidenschaft jedoch war es, »Honsch« zu kochen, ein Name, der in unserer Familie für alles Gepantschte gebraucht wurde. Dies bereitete ich aus Brot, Zucker, Mandeln und Rosinen. Es ist meine Überzeugung, daß ich ein ausgezeichnete Kochkünstler geworden wäre. Ich kam dann in die Realschule. Für mich waren die folgenden acht langen, bangen Jahre ein Leidensweg. Zu meinem Unglück hatte der Klassenvorstand in der ersten Klasse einen Narren an mir gefressen. Ich half ihm oft im Naturalienkabinett, was mir bei meiner Vorliebe für Tiere und Pflanzen große Freude machte. Meiner Überzeugung nach wurde ich ungerechterweise zum Vorzugschüler <sup>14)</sup>. Als er dann nach einem Jahre versetzt wurde, rächten sich Lehrer und Schüler durch ewige Vorwürfe und Spöttereien. <sup>15)</sup> Besonders der Lehrer der darstellenden Geometrie konnte mir die anfänglich guten Noten nie vergessen. Gerade dieser Gegenstand war es, an dem ich die ganze Realschulzeit hindurch immer zu scheitern drohte <sup>16)</sup>. In der sechsten Klasse ereilte mich das Schicksal, da der Professor mich nicht leiden konnte, weil ich Zwicker statt Brille trug. Seine Behandlung war so ungerecht, daß sogar meine Lammsgeduld riß und ich ihm Parteilichkeit vorwarf. Tagtäglich wachte ich mit einem Stich in der Brust auf, ob mir nur heute nichts Schlimmes in der Schule passieren würde <sup>17)</sup>. Vor dem Geprüftwerden habe ich mich auch dann gefürchtet, wenn ich vorzüglich vorbereitet war. Unter den Kameraden hatte ich keinen wirklichen Freund, sondern nur Feinde. Da ich immer still und sanft, schwach und unkundig ihrer Listen war, konnten sie mich mit der ganzen kindlichen Grausamkeit und Unbarmherzigkeit verspotten. Ich war ihnen als Muttersöhnchen, als

sittsam braver Schüler und Traumichnicht ein Dorn im Auge<sup>18)</sup>. Ich hatte bei ihnen den Spitznamen »Martha«, den sie mir um meiner weiblichen Eigenschaften willen gaben. Dieser Spitznamen hat mir bittere und demütigende Stunden bereitet und doch hätte ich gerne an ihren Ballspielen teilgenommen und wäre gar zu gerne ein Lausbub unter Lausbuben gewesen.

In der Oberrealschule fand ich einen Beschützer, der sich meinen Freund nannte. Ich erinnere mich, daß ich noch damals nur mit der Gouvernante spazieren gehen durfte und daß ich entsetzliche Zustände hatte, weil ich immer fürchtete, daß einer meiner Mitschüler mich beim Spaziergang treffen könnte. Und als dies dann wirklich geschah, war der Spott in der Schule unbeschreiblich. Da warf sich der Stärkste der Klasse — Otto hieß er — zu meinem Beschützer auf. Ich liebte ihn nicht, ich fürchtete ihn eher und haßte ihn sicher. Er half mir nicht nur körperlich, sondern auch in den Schul- und Hausaufgaben, besonders in der Mathematik und in der Orthographie, die ich noch heute nicht tadellos beherrsche. Dadurch geriet ich in eine drückende Abhängigkeit, die er unverantwortlicherweise auf dem sexuellen Gebiet ausnützte. Allerdings hat er mich damals wirklich geliebt, nämlich so wie ein Mann seine Frau liebt. Er küßte mich manchmal, sagte Koseworte und mißbrauchte mich durch Masturbation. Er verstand es, meine Sinnlichkeit zu wecken, brachte mich dahin, mich ihm zu ergeben, aber nachher kam die Ernüchterung, der Ekel und der Haß. Wie ich die Sache heute sehe, ist es mir klar, daß er kein Homosexueller war, sondern daß ich eher für ihn das erste Weib war, da er damals noch zu viel Scheu vor einem wirklichen Weibe hatte. Ich konnte mich erst nach der Matura aufraffen, ihm mein Haus zu verbieten.

Aus der Frühsexualität meiner Kindheitstage erinnere ich mich nur an das Vater-Mutter-Spiel mit unserer jüngsten Schwester. Onanie habe ich niemals getrieben. Meine ersten Instruktoressen auf dem Gebiete der Liebe waren Dienstmädchen. Durch ihre soziale Stellung waren sie schwächer als ich, der sich in seiner blöden Schüchternheit an Frauen seines Standes nicht heranwagte. Doch ist mir die käufliche Dirne bis zum heutigen Tage ein Abscheu geblieben, nicht wie ich glaube aus moralischer Entrüstung, sondern aus seelischem Schamgefühl. Es erschien mir immer als verächtlich, Liebe oder Liebesgunst erkaufen zu müssen. Diese armen dienenden Mädchen, die ich mit meiner Lüsterheit bis in ihre engen,

dunklen Kammern verfolgte, erlaubten mir nur das Präludium des Liebesspiels und ich gewöhnte mich daran so sehr, daß ich auch später an dem ganzen Akt keinen rechten Gefallen finden konnte<sup>19)</sup>. Für mich waren diese Minnedienstmägde nur die Gelegenheit, mich von einer quälenden Spannung zu befreien, wobei Herz und Gemüt völlig ausgeschaltet blieben. Aber jedesmal war ich ernüchert, angeekelt und beschämt, und trotzdem wiederholte ich dieses Spiel immer wieder, ein Spiel, das ohne Partner, sondern nur mit einem dienstwilligen Instrument aus Angst vor Überraschung in wenigen Minuten zu Ende gespielt wurde, sozusagen eine Onanie zu zweien. Mir blieb fürs Leben beim normalen Coitus auch dort noch ein ungelöster Rest<sup>20)</sup>, wo die Liebe im Spiele war. Meine erste wirkliche Liebe lernte ich in meinem fünfzehnten Lebensjahr in der Tanzstunde kennen. Durch fünf Jahre hindurch liebte ich sie glühend und platonisch. Unser Verkehr beschränkte sich auf Briefe, die ich noch heute besitze und liebe. Im letzten Jahre ihres Lebens — sie starb in ihrem neunzehnten Lebensjahr — durfte ich sie wöchentlich einmal besuchen. So sehr ich um diese Begünstigung gekämpft habe, so wenig freute mich die Erfüllung. Ich hatte schon jedesmal vorher Angst, daß ihr mein ewiges Erröten und mein Nichtsprechenkönnen auf die Nerven gehen könnte. Sie, die in Kürze ihr erstes Engagement an einer Berliner Bühne antreten sollte, stand in allem Seelischen und Geistigen hoch über mir. In unseren Briefen waren wir immer nur Freunde. Bei unserem Zusammensein war sie mein Ideal, das zu küssen ich mich nie wagte, und meine ganze Zärtlichkeit und Ergebenheit versuchte ich im Handkuß beim Kommen und Gehen auszudrücken. Aus Pietät zu dieser meiner ersten Liebe habe ich seit jener Zeit die Hände keiner Frau mehr geküßt<sup>21)</sup>. Ein rauher Winter tötete sie, die infolge eines Lungenleidens eine selten zarte Menschenblüte darstellte. Ihr Bild trage ich noch immer in mir, und sie ist die einzige, bei deren Erinnerung mir kein bitterer Nachgeschmack zurückblieb.

Auch meine nächste Liebe zu einer Halbjungfrau darf platonisch genannt werden, aber diesmal war die sexuelle Enthaltbarkeit eine widerwillige, und die Erfahrungen, die ich mit ihr machte, verleiteten mich auf lange hinaus das ganze weibliche Geschlecht so sehr, daß ich, wie ich mich erinnere, damals ein heißer Verehrer von Weiningers »Geschlecht und Charakter« wurde<sup>22)</sup>. Sie war sozusagen das, was

man mit Recht ein »kaltes Luder« nennen kann, eine starke Persönlichkeit von überlegener Intelligenz, ohne jede Sentimentalität, von bezwingendem Charme, egoistisch und egozentrisch, dem Leben in jeder Hinsicht gewachsen. Sie war weniger und mehr als schön, die Kunst, über die Sinne der Männer zu herrschen, war ihr fast angeboren und mit den Männern verfuhr sie wie mit Schachfiguren. Meine schüchternen Anbetung nahm sie huldvoll an. Sie ließ es geschehen, daß ich sie küßte und an mich drückte, aber immer mit der Devise, »bis hieher und nicht weiter«. Im verhängten Fiaker unternahmen wir oft lange Fahrten, aus denen ich zerschlagen wie ein Betrunkener entstieg. Immer mußte es bei halben Gentessen bleiben, auch als sie mir einmal in einem Hotelzimmer ein Stelldichein gab, wo nur ihre Kleider fallen durften, nicht sie selbst. Sie spielte mit mir, spottete über meine Zärtlichkeiten, warnte mich vor ihr und reizte mich immer wieder. Ich war von ihr besessen und durfte sie nicht besitzen<sup>23</sup>). Als ich sie durch ein Engagement zur Bühne aus den Augen verlor, blieb nur das Gefühl des Hasses zurück. Zwei Jahre lang hatte ich durch sie tiefe Demütigungen empfangen und ich führe meine sexuelle Schwäche auf diese Periode meines Lebens zurück. Sie schütteln den Kopf, Herr Doktor, und meinen, dies sei nur Ausrede. Ich hatte mit Absicht ein Weib gesucht, das durch seine Haltung mich davor bewahrte, mich bewähren zu müssen. Aber ich leide unter diesem Zustand der allzuraschen Erregungsbefriedigung, die mich nicht befriedigt, noch weniger meine Partnerin. Ich empfinde dies als Strafe für meine frühere Hemmungslosigkeit und Lüsterheit. Und so ist es mir klar, daß seit jenem Erlebnis meine Angst vor dem anderen Geschlecht noch bedeutend vergrößert wurde. Wenn ich es so charakterisieren darf: Die Schwierigkeiten der Ouverture waren nicht erleichtert, während die des ersten Aktes gestiegen waren<sup>24</sup>).

Nun kam eine Zeit, da ich mich an unerfahrene Mädchen heranmachte, weil ich mich da viel schwerer blamieren konnte und ich hoffte, selbst beim sexuellen Versagen weniger zu riskieren als bei einer Frau, die sich nur mit Spott oder Mitleid dafür rächt, oder gar sich als Entehrte vorkommt, wenn es auf dem natürlichen Wege nicht mehr möglich ist. So ging ich mein erstes richtiges »Verhältnis« ein. Sie war ein einfaches Naturkind, voller Gesundheit und Ursprünglichkeit. Ich habe nicht sie, sondern ihren Körper geliebt. Irgendwie bleibt sie mit der Landschaft, in der ich ihre Liebe genoß,

verbunden. In meiner Erinnerung an sie haftet der Duft blumiger Wiesen und das Rauschen der Wälder. Aber es tat mir nicht leid, sie durch eine Heirat, die sie mit irgendeinem Bürger einging, zu verlieren. Auch die nächste Liebe war eine sozial schwächere, eine Gouvernante. Sie war noch ein Kind, als ich sie kennen lernte, ich wollte sie erziehen, sie bilden, wollte aus dem natürlichen einfachen Geschöpf, das von seltenem Herzenstakt war, voll Güte und Mitleid und reich an Liebe für einen Unwürdigen, der ihrer Einfachheit bald satt war und nach dem Reiz des Geistes verlangte, ein intellektuelles Weib machen. Und da mir dies nicht gelang, ersetzte ich sie durch ein kaltes Luderchen, einer Miniaturausgabe jenes ersten Falles, obwohl mir mein Vorgehen schon damals schurkenhaft erschien.

Längere Zeit liebte ich nun sozusagen im Vorübergehen, wobei meine Sehnsucht nach der großen Liebe immer größer wurde. Ich haßte die Weiber und sehnte mich aus einer Einsiedelei nach der Frau.

Sie kam, als Antwort auf eine banale Zeitungsannonce, die allerdings die Chiffre »Schicksal« trug. Sie lachen, Herr Doktor, und auch mir kommt es heute zum Lachen vor. Dieses Schicksal war gar nicht mein Typ, es war blond und blauäugig. Dabei war es bereits Mutter zweier Kinder, eine willensstarke, energische Person, in einer Scheinehe mit einem Manne lebend, die heute bereits geschieden ist. Sie bereitete sich in der Großstadt für den Schauspielberuf vor. Ich lernte mit ihr ihre Rollen, streifte mit ihr in der Umgebung Wiens herum, verbrachte meine Urlaubstage mit ihr und unser Zusammenleben wurde immer intimer, auch dann, als sie bereits ein Engagement in einer anderen Stadt annahm und mich nur zwei- oder dreimal im Jahr auf kurze Zeit aufsuchte. Ich hatte für sie ein warmes, zärtliches Gefühl und durchaus nicht das eines egoistischen Mannes, der nur unter einem Deckmantel an die Befriedigung seiner Lüste dachte. Hätte ich damals nicht noch immer einen Abscheu vor der Ehe gehabt, so hätte ich trotz der beiden von ihr vergötterten Kinder, die sie ihrem Manne nie überlassen wollte, zugegriffen. Sie wäre meine Frau geworden, aber ich schwieg in kleinlicher Selbstsucht und auch sie schwieg, viel zu stolz, etwas zu verlangen, was ich ihr nicht von selbst geben wollte. Trotzdem dachte keines von uns an Trennung, obwohl wir uns in den letzten Jahren immer seltener und seltener sahen. Sie schrieb immer inhaltslosere Briefe und ich lebte an der



Seite eines achtzigjährigen Meisters, der stets in schlechter Laune war, tief vereinsamt und verbittert. Meine Malversuche erfüllten mich nicht ganz, ich suchte nach einem Menschen, und eines Tages traf ich sie, die heute meine Braut ist.

Beim ersten Zusammentreffen empfand ich nur tiefe Sympathie, aber keine Spur von Liebe. Eigentlich hatte ich sie aus einer gewissen Eitelkeit des Mannes verführt und mußte dafür die letzten fünf Jahre büßen, indem ich zwischen ihr und der noch immer von mir geliebten Frau hin- und herschwankte <sup>25</sup>). Meine Braut hatte ein Leben voller Enttäuschungen hinter sich. Acht Jahre war sie einem geistigen Sadisten, der sie systematisch demütigte, um sich für seine eigenen Zwecke schadlos zu halten, hörig. Alles aber in platonischer Weise. Ein Selbstmordversuch, nach dem sie monatelang zwischen Leben und Sterben lag, war der Anlaß, sie zur Erholung in ein Gebirgsdorf zu schicken, wo ich sie kennen lernte. Dabei hatte sie einen seltenen Geist, eine unfehlbare Kritik, unendliche Güte und Hilfsbereitschaft. Sie wurde auch allseitig geschätzt und ausgenützt. Und doch wie gern hätte sie mit einer dummen Frau getauscht, um jenes Glück zu genießen, das sie an den anderen Frauen beobachtete. Trotz aller ihrer männlichen Züge ist sie ein echtes Weib, das sich nach Wärme und Liebe sehnt. Der Anfang unserer Bekanntschaft brachte ihr nur neue Leiden. Trotz ihrer Unerfahrenheit hatte sie es bald heraus, daß sie mir erotisch nicht viel zu bedeuten vermochte. Ich konnte meine Enttäuschung nicht gut verbergen, rächte mich an ihrer Hilflosigkeit, die ich in ihrem Alter — sie ist um zwei Jahre älter als ich — als lächerlich ansah durch entwürdigende Perversitäten <sup>26</sup>). Deshalb war ich auch nach jedem Beisammensein tief traurig und deprimiert, und ich dachte um so mehr an jene Frau, die ich noch immer liebte. Beide Frauen wußten voneinander, wollten nicht teilen und gar bald haßten sie einander. Es begann ein geheimer und erbitterter Kleinkrieg, in welchem ich jede Niederlage und jeden Sieg teuer bezahlen mußte. Liebe, Mitleid, Angst vor dem Selbstmord, womit beide Frauen drohten, kämpften in mir um die Vorherrschaft. Schließlich gab die geliebte Frau nach und trennte sich von mir ohne Klage und Vorwurf. Auch jetzt noch ist mein Gefühl für sie nicht erloschen, und ich fühle, wie sie jederzeit zu neuem Leben erwachen konnte. Dabei aber habe ich meine jetzige Braut lieb, will ihr nicht weh tun und will sie sobald als möglich heiraten <sup>27</sup>).

Sie meinten, Herr Doktor, das letztmal (setzte der Patient bei der nächsten Sitzung fort), daß ich in allen meinen Liebesaffären die Rolle eines Drückebergers gespielt habe und machten mich darauf aufmerksam, daß ich dies nicht nur in meinem erotischen und sexuellen Leben, sondern auch in den übrigen Pflichtenkreisen des Lebens im Zusammenleben mit Nah- und Fernstehenden und ebenso im Berufe äußern mußte. Wie recht Sie haben, werden Sie aus der Darstellung meines Berufslebens erfahren, das ich Ihnen nun jetzt schildern will.

Als Kind zog mich, wie bereits erwähnt, die Küche magnetisch an. Ich liebte ihren Beruf und die so mannigfaltigen Geräte und ich erwähnte bereits, daß es mein liebstes Spiel war, aus Brot, Zucker, Mandeln und Rosinen in meiner Phantasie märchenhafte Gerichte darzustellen. Noch heute bedauert es meine Mutter halb im Scherz, halb im Ernst, daß ich nicht Kochkünstler wurde. Denn ein Künstler wäre ich in diesem Fach sicher geworden. Später, als ich in die Realschule ging, dachte ich daran, Ingenieur zu werden. Da mich das Geheimnisvolle der Maschinen und Eisenbahnen, die ich als Spielzeug bekommen hatte, lockte. Eigentlich war ich aber nie Bastler gewesen, habe nie etwas repariert oder gar erfunden. Befand ich mich in der Fabrik meines Vaters, so lebte in mir ein dumpfes Staunen über das Räderwerk, das mir wie ein zur Wirklichkeit gewordenes Märchen erschien. Aber gerade die Fächer, die für den Ingenieur die wichtigsten sind, Mathematik und Geometrie, waren nicht nach meinem Träumersinn. Als ich auf einer Italienreise, die mir nach bestandener Matura als Lohn gegönnt wurde, meine Freiheit genoß, wurde ich ohne mein Wissen in die Handelshochschule eingeschrieben. Nach meiner Rückkehr war ich tief unglücklich, und als Entgelt dafür erlaubte mir mein Vater, mich dem Gesangsstudium zu widmen, da ich auf meine gute Stimme sehr eingebildet war. Statt die Handelshochschule zu besuchen, machte ich die Ergänzungsmatura aus Latein und inskribierte an der Universität Musik und Kunstgeschichte. Mein ganzes Studium bestand im Hören der Kollegien, doch bald blieb ich zurück, da Harmonielehre und Kontrapunkt mich an die verhaßte Mathematik erinnerten, und eines Tages blieb ich allen Vorlesungen fern. Sieben Jahre hatte ich Gesang studiert, ohne in Wirklichkeit das Singen zu erlernen<sup>28)</sup>. Ich hatte mich niegetraut, vorzusingen, wurde von meinen Angehörigen reichlich verspottet und ge-

quält. Gerade in dem Glauben, daß ich eine gute Stimme hätte, die nur deshalb nicht zur Geltung käme, weil ich heiser sei, war ich um so empfindlicher gegen die gerechten Vorwürfe. Mein damaliger Lehrer, ein geriebener Geschäftsmann, der sich als Gesangspädagoge ausgab, wußte mich von einem Jahr zum anderen zu überreden, auszuharren. Zum Glück <sup>29)</sup> kam endlich der Krieg, ich rückte als Einjähriger ein und fühlte mich unter meinen Kameraden wieder fremd und verloren. Ich lernte bald passive Resistenz machen, mich auch von dem militärischen Leben so zu drücken, wie ich es vorher vor dem zivilen getan; meine Beine wollten das lange Marschieren nicht aushalten. Ich war den Strapazen nicht gewachsen, und doch hatte ich zugleich das Bestreben, nicht unangenehm aufzufallen, sondern ein Mann der Menge zu bleiben. Eine offene Niederlage erlitt ich erst in der Einjährigenschule, wo ich beim Kommandieren gänzlich versagte. Ich rettete mich als Schreiber in ein Lagerkommando und bewährte mich trefflich als kulinarischer Leiter der Offiziersmenage. So verbrachte ich den Krieg. Nach dem Krieg lernte ich noch anderthalb Jahre bei einem anderen Lehrer Gesang, da ich noch immer von dem Glauben besessen war, daß nur meine Heiserkeit die Stimme nicht zur Geltung brachte. Die Vorstellungen von den Erfolgen als Sänger waren der Inhalt meiner Tag- und Nachträume <sup>30)</sup>. Ruhm und Reichtum dachte ich mir als Nebenerfolg meiner geheimen Wünsche, aber an der Tücke der Materie scheiterten meine Pläne. Nun hätte ich ja selbst Gesangslehrer werden können, aber ich wollte selbst schaffen und gab endlich das Singen auf. Da ich einige Jahre vorher in den Ferien mit Aquarellen begonnen hatte und als Naturfreund das Landschaftliche bevorzugte, warf ich mich auf die Malerei.

Ich habe dann in einer Malschule Kopf- und Aktstudien betrieben; alles Zeichnerische, das mich mit seinen toten Ornamenten an die Geometrie erinnerte, blieb mir fremd und verhaßt. Ich bilde mir ein mit einem starken Farbensinn begabt zu sein, während mein Formen- und Liniensinn schlecht entwickelt sind <sup>31)</sup>. Seit fünf Jahren bin ich Malschüler. Da nun die Verhältnisse zu Hause materiell immer drückender wurden, schulte ich nach fünf Jahren wiederum um und begann mich mit Porträtmalerei zu beschäftigen. Bei meiner angeborenen Menschenangst jedoch und bei meiner Erötungsfurcht wird es mir schwer, die Modelle frei und ohne Ablenkung zu betrachten. Seit meiner Jugend habe ich den

Trieb in mir, den Menschen zu zeigen, wer ich bin und was ich kann. Ich habe Aphorismen geschrieben, ich habe dann musikalisch komponiert und nun male ich seit einigen Jahren. Schöpferische Phantasie habe ich nicht mitbekommen. Ich bin auf die Natur angewiesen und auch hier nur ein Epigone; kein Zerstörer, nur ein Bewahrer, kein Entdecker, nur ein Umformer. Es ist mir bisher nur ein einzigesmal gelungen, Bilder gut zu verkaufen, sonst halte ich mich noch für unfertig und lerne immer wieder, wobei ich von Zeit zu Zeit meine Lehrer wechsele, weil ich glaube, daß ich von jedem etwas Neues noch zulernen muß.

Meine Familie hat dieses mein Leben und Treiben mit Spott und Hohn verfolgt. Infolge meines väterlichen Erbteils konnte ich mir früher diesen Luxus erlauben, da meine Zukunft materiell sichergestellt schien. Von meinen Geschwistern hatte ich mich immer mehr und mehr zurückgezogen. Mein jüngerer Bruder übernahm nach dem Tode des Vaters die Führung der Fabrik und stellte nun das Oberhaupt der Familie vor. Ich richtete nie ein Wort an ihn, ich haßte ihn, nicht nur weil wir in allen Dingen des Lebens die entgegengesetzten Ansichten hatten, sondern weil ihn meine Mutter nicht genug verwöhnen konnte. War er krank, rührte sie sich nicht von seinem Bett fort und ging auf alle seine tyrannischen Launen gehorsam ein. Immer tiefer erfaßte mich Neid und Eifersucht, aber nie hätte ich auch nur ein einziges anklagendes Wort über die Lippen gebracht. Eine Zeitlang schien auch die Liebe zu der von mir vergötterten Mutter getrübt zu sein, da ich nicht wie meine Brüder mit ihr von Geschäften zu reden verstand und meine künstlerischen Interessen ihr spanische Dörfer waren. Einmal in der Woche war Familienabend, für mich eine Marter ohne Ende. Ihr immer sich gleichbleibendes Gerede über Geld und Geschäfte, während die Frauen von Luxus und Sensationsratsch schwätzten, empörte mich und stieß mich noch mehr in die Outsiderstellung. Ich fühlte mich diesem Familienkreis gegenüber zu schwach, mein Schweigen war mein Protest, der sie natürlich nicht im geringsten störte. Niemand versuchte, mein Schweigen zu brechen, nie interessierten sie sich für meine beruflichen Fortschritte. Dies ist erst vor kurzer Zeit anders geworden, als ich meine Braut in den Familienkreis einführte. Sie ist es, die meiner Familie mein ihr seltsames Wesen zu deuten versucht. So bin ich nicht mehr ganz vereinsamt. Wenn ich als Kind den Schmerz meiner Verein-

samung genießen wollte, lief ich in den abendlichen Wurstelprater, und dort, wo es am lautesten und buntesten zuing, wo Lichter, Musik, Liebe und Lust war, da war ich nur ein stummer Beobachter, ein Verächter aus Schwäche, unfähig, lustig mit den Lustigen zu sein. Ein freieres Gefühl hatte ich nur in den Ferien auf dem Lande. Mit den Bauern konnte ich sprechen <sup>32)</sup>, ohne Herablassung einerseits, aber andererseits ohne Furcht vor der Blamage. Auch jetzt noch ist mein Zukunftstraum ein Leben in ländlicher Einsamkeit.

Ich kam mit wenig Menschen zusammen und von den wenigen, mit denen ich zusammenkam, wollte ich selbst nur immer etwas empfangen, ohne ihnen etwas geben zu wollen oder zu können. Das Unglück anderer tat mir niemals weh, ich war immer egozentrisch versponnen in ein Netz von Plänen und Hoffnungen und sehe mir das Zappeln anderer Fliegen, die sich darin verfangen, gleichmütig an. Oft fühle ich in mir eine seltene Grausamkeit aufsteigen <sup>33)</sup>, derentwegen ich mich schäme und die dann plötzlich mit dem Gefühle der Güte wechselt. Meine Emanzipation von der Umwelt ist nur eine scheinbare, in Wirklichkeit habe ich die größte Angst, lächerlich erscheinen zu können. Ich arbeite viel ohne Heiterkeit, mit Witz, doch ohne Humor, gutmütig, doch ohne Güte, andauernd, doch ohne Energie. Sie haben recht, Herr Doktor, ich bin ein Drückeberger auch im übrigen Leben.«

Schon im Laufe der Behandlung begann der Patient trotz seiner Erytrophobie in Gesellschaft zu gehen und wenn er auch berichtete, daß dies ihm unangenehm war, so unterhielt er sich dennoch so gut, daß sogar seine Braut Anlaß zur Eifersucht zu haben glaubte. Endlich faßte er auch den Entschluß, mit seinem präsumptiven Schwiegervater zu sprechen und um die Hand seiner Tochter anzuhalten. Der alte Herr meinte, er könne den Liebenden weder etwas verbieten noch erlauben. . . Da aber die materielle Situation noch unklar sei, rate er, so lange zu warten, bis der Maler gezeigt habe, daß er nicht bloß schöne Worte machen, sondern auch Geld verdienen könne. Inzwischen erhielt er innerhalb der Gesellschaft, wo er verkehrte, einige Aufträge, von denen er freudig berichtete. Ja es kam so weit, daß er in späteren Sitzungen nur noch über materielle Schwierigkeiten, nicht mehr aber über seine eigenen Symptome sprach. Obwohl dieselben noch vorhanden waren, traten sie nur dann in ein Bewußtsein, wenn er nach ihnen gefragt wurde. Die Behandlung dauerte

zwei Monate, wurde dann im Stadium des Heiratsentschlusses abgebrochen, wobei ihm noch als Motto für seinen Lebensweg der Ausspruch des Magyaro-amerikanischen Filmkönigs Csokor mitgegeben wurde:

»DON'T TALK, GO ON AND DO IT.«

---

## Anmerkungen.

1) Die schrecklichen Angstträume, die sich fast immer auf die Mittelschulzeit bezogen, stellen sich als eine schlechte Schulbereitschaft, als Folge einer verzärtelten Kindheit dar.

2) Die Müdigkeit und Zerschlagenheit in der Frühe, über die der Patient regelmäßig klagte, konnte ihm leicht als jener mildernde Umstand aufgezeigt werden, den der Patient vor der notwendigen Forderung der Arbeit brauchte. Nebenbei sei erwähnt, daß es im Wesen aller Melancholie liegt, sich diese Ausrede und diesen mildernden Umstand, also diese Müdigkeit und Zerschlagenheit vor der Arbeit des Tages in der Frühe zu verschaffen.

3) Daß der Patient zwischen dem Erwachen und dem Aufstehen Stunden vergehen ließ, in denen er sich dem Strome seiner Gedanken wehrlos ausgesetzt fühlte, wurde ihm als Zeitvertrödelung erklärt, eine Eigentümlichkeit aller Neurotiker, sich ja nicht mit etwas Nützlichem, sondern womöglich mit etwas Unnützem zu beschäftigen.

4) Weiter wurde ihm gezeigt, wie sein Wunsch nach einem sicher wirkenden Schlafmittel nichts anderes bedeute als einen eingeengten Aktionsradius, innerhalb dessen er sich geborgen fühlen könnte, wobei bemerkt sei, daß alles bedingungsweise Leben und Handeln diesen Sinn hat.

5) In seinem Verhalten gegenüber Vater und Mutter konnte auf die starke Differenz hingewiesen werden, die aus der Behandlung der beiden Elternteile hervorging.

6) Sein Erröten und die ständige Furcht, erröten zu müssen, entsprang dem Gefühl der Zurückgesetztheit und erzeugte so das Gefühl der Schmach.

7) Seine Scheu vor Gesellschaften ist als die Furcht zu deuten, nicht so wie bei der Mutter der Erste zu sein.

8) Diese Angst ist nur ein Ausdruck der Furcht vor Kritik.

9) Seine Idiosynkrasie gegen alles Geräucherte und gegen Käse war nichts anderes als eine Verurteilung des Vaters.

10) Daß gerade diese Erinnerung in seinem Bewußtsein so stark hervortritt, dient dem Patienten als ein ewiges Mene Tekel, ihn jederzeit daran zu erinnern, daß der Mensch allseits von Gefahren umringt ist.

11) Es war klar, daß kein Freund in sein Leben treten konnte, damit seine Rolle als Mutterkind gewahrt bleibe.

12) Und all dies, um ja keinen Fehler zu haben, ja keine Kritik zu erleben. So gerät er aus falscher Einschätzung einer Situation in eine objektiv schwierigere und unangenehmere: Das Los aller Neurotiker.

13) Sein mädchenhaftes Wesen hatte die Aufgabe, den Kreis seines verantwortungsvollen Wirkens nach außen möglichst einzuschränken.

14) Diese Ueberzeugung entspringt seinem Minderwertigkeitsgefühl, das ihn treibt, selbst vorhandene Tatsachen im Sinne seiner Entmutigung umzudeuten.

- 15) In diesem Sinne kamen ihm die Spöttereien seiner Mitschüler als Bestätigung seiner Minderwertigkeit sehr gelegen.
  - 16) Es sei darauf aufmerksam gemacht, daß sehr oft die Furcht vor einem Gegenstand nichts anderes als die Furcht vor dem Lehrer bedeutet.
  - 17) Siehe S. 14 Anm. 2. Wiederum eine Akzentuation des Morgens.
  - 18) Schon die Kinder hassen die Feiglinge, wodurch der Mut als Forderung der Gemeinschaft instinktiv betont wird.
  - 19) Eine beliebte Ausrede der Neurotiker aus Furcht vor der Kritik. Gar nichts fertig machen, um der Kritik auszuweichen.
  - 20) Das Problem des ungelösten Rests von Adler »Distanzproblem« genannt, ist wieder nichts anderes als der Ausdruck der Furcht vor Kritik.
  - 21) Hier zeigt der neurotische Patient, wie er Ideale zur Sicherung verwendet.
  - 22) Wer gern tanzt, dem ist leicht gepfiffen.
  - 23) Da er merkt, es gehe ohnehin nicht, wird er kouragiert.
  - 24) Die neurotische Ejaculatio praecox bietet einen bequemen Rückzug, den man als Ausrede parat im Sack hat.
  - 25) Um ja keine Lösung herbeizuführen.
  - 26) Aus Furcht vor Kritik und Verantwortung, lieber alle Perversitäten als eine richtige Vollendung.
  - 27) Aber nur unter mildernden Bedingungen.
  - 28) Nichts darf aus Furcht vor Kritik vollendet werden (Distanzproblem Adlers).
  - 29) Für alle Ausreißer.
  - 30) Träume statt Handlungen.
  - 31) Jeder Neurotiker plaidiert für mildernde Umstände.
  - 32) Wo die Furcht vor Kritik wegfällt, da ist der Neurotiker ein Held.
  - 33) Das Non arrivé.
-